

# »Ich sehe mich als Vermittler zwischen Menschen«

## Daniel Hope im Gespräch über Musik als Vehikel für Verständigung, Zusammenhalt und eine offene Gesellschaft

geschrieben von Daniel Hope & Theresa Brüheim

Von der New Yorker Carnegie Hall bis zum Sydney Opera House, von den BBC Proms bis zum Schleswig-Holstein Musik Festival: Seit mehr als 30 Jahren steht der Violinist Daniel Hope als Solist auf den bekannten Bühnen und Festivals dieser Welt. Theresa Brüheim spricht mit ihm über die Kraft des Musizierens in live.

**Theresa Brüheim: Sie stehen seit vielen Jahren auf den großen Bühnen weltweit. Was entsteht in einem Livekonzert, das keine Aufnahme und kein digitales Format ersetzen kann?**

Daniel Hope: Für mich ist ein Livekonzert einer der letzten Orte unserer Gesellschaft, an dem Menschen freiwillig ihre Aufmerksamkeit vollständig miteinander teilen. Für zwei Stunden sitzen Hunderte oder manchmal Tausende Menschen in einem Raum und erleben denselben Moment – gemeinsam, unwiederbringlich und ohne Algorithmus dazwischen.

Musik entsteht zwar aus Noten, aber ihre eigentliche Kraft entsteht erst im Augenblick des Hörens. Ein Konzert ist kein Produkt, sondern ein Ereignis. Es lebt von der Spannung zwischen Künstlern und Publikum, von der Stille vor dem ersten Ton, vom gemeinsamen Atem, von den unvorhersehbaren Nuancen des Augenblicks. Das kann keine Aufnahme vollständig festhalten. In einer Zeit, in der vieles digital vermittelt wird, erinnert uns das Konzert an etwas zutiefst Menschliches: Präsenz. Es ist einer der wenigen Räume, in denen wir nicht nur Informationen austauschen, sondern Emotionen, Erinnerungen und Erfahrungen teilen.

**Wie verändert sich Ihre Rolle als Musiker im direkten Kontakt mit dem Publikum - und was bedeutet es für Sie, wenn ein Konzertsaal für einen Abend zu einem gemeinsamen Resonanzraum wird?**

Ich sehe mich heute nicht mehr ausschließlich als Interpret von Musik, sondern zunehmend als Vermittler zwischen Menschen. Die Aufgabe eines Künstlers besteht nicht nur darin, Werke aufzuführen, sondern Räume zu schaffen, in denen Begegnung möglich wird.

Wenn ein Konzert gelingt, entsteht etwas, das größer ist als die Summe der Beteiligten. Der Konzertsaal wird zu einem Resonanzraum, in dem Herkunft, Alter, politische Überzeugungen oder soziale Unterschiede für einen Moment in den Hintergrund treten. Menschen hören gemeinsam zu, fühlen gemeinsam und erleben, dass sie Teil einer größeren Gemeinschaft sind.

Gerade in einer Zeit zunehmender Polarisierung halte ich das für von unschätzbarem Wert. Musik löst keine politischen Probleme. Aber sie schafft Voraussetzungen für Dialog, Empathie und gegenseitiges Verständnis. Sie erinnert uns daran, dass wir mehr verbindet als trennt.

**Ist ein Konzert heute vielleicht auch eine Gegenbewegung zur ständigen Verfügbarkeit - ein Moment, der gerade deshalb wertvoll ist, weil er nicht wiederholbar ist?**

Absolut. Wir leben in einer Welt permanenter Verfügbarkeit. Fast jede Information, jede Aufnahme und jeder Film ist jederzeit abrufbar. Das Konzert entzieht sich dieser Logik.

Sein Wert liegt gerade in seiner Vergänglichkeit. Niemand kann denselben Abend zweimal erleben. Der Ton verklingt, der Moment vergeht – und genau darin liegt seine Bedeutung. Es erinnert uns daran, dass nicht alles gespeichert, reproduziert oder optimiert werden muss.

Vielleicht sehnen sich deshalb gerade junge Menschen wieder nach authentischen Erlebnissen. Sie

suchen Orte, an denen etwas wirklich geschieht und nicht lediglich konsumiert wird. Ein Konzert ist ein Gegenentwurf zur digitalen Beschleunigung. Es verlangt Aufmerksamkeit, Geduld und Hingabe – und schenkt dafür etwas, das immer seltener geworden ist: echte Gegenwart.

**Die klassische Musik steht vor der Aufgabe, bestehendes Publikum zu halten und neues Publikum zu gewinnen. Was braucht es aus Ihrer Sicht, damit Livekonzerte auch für kommende Generationen attraktiv und relevant bleiben?**

Wir sollten aufhören, klassische Musik als ein Erbe zu betrachten, das bewahrt werden muss, und beginnen, sie als eine lebendige Sprache zu begreifen, die immer wieder neu gesprochen werden will. Junge Menschen kommen nicht wegen Traditionen ins Konzert, sondern wegen Erlebnissen. Sie suchen Authentizität, Geschichten und Relevanz. Deshalb müssen wir Brücken bauen – nicht indem wir die Kunst vereinfachen, sondern indem wir ihre menschliche Dimension sichtbar machen. Die entscheidende Frage lautet nicht: Wie bringen wir Menschen zur klassischen Musik? Sondern: Wie bringen wir die klassische Musik zu den Menschen? Das bedeutet neue Konzertformate, Offenheit gegenüber anderen Kunstformen, kulturelle Bildung und vor allem die Bereitschaft zuzuhören. Wenn wir den Konzertsaal als Ort der Neugier, der Begegnung und des gesellschaftlichen Dialogs verstehen, wird seine Zukunft nicht kleiner, sondern größer sein als je zuvor.

**Sie spielen Konzerte auf der ganzen Welt. Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede nehmen Sie beim Live-Spielen in verschiedenen Ländern wahr?**

Die Unterschiede sind faszinierend. In Japan erlebt man oft eine beinahe meditative Konzentration. In Südamerika spürt man eine unmittelbare Emotionalität. In den USA bewundere ich die Offenheit und Neugier gegenüber Neuem. In Europa wiederum gibt es vielerorts eine tiefe historische Verwurzelung mit der klassischen Musik. Doch je länger ich reise, desto stärker interessieren mich die Gemeinsamkeiten. Überall reagieren Menschen auf Schönheit, auf Hoffnung, auf Sehnsucht, auf Humor und auf Trost. Überall entsteht derselbe Zauber, wenn ein Saal den Atem anhält oder wenn nach dem letzten Ton für einen Moment absolute Stille herrscht.

Diese Erfahrung hat mich über die Jahre zu einer einfachen Überzeugung geführt: Musik ist keine universelle Sprache, weil alle Menschen sie gleich verstehen. Sie ist universell, weil sie Menschen miteinander ins Gespräch bringt, die sonst vielleicht nie miteinander gesprochen hätten.

Und genau deshalb bleibt Kultur für mich eine der wichtigsten Kräfte unserer Zeit – nicht als Luxus, sondern als Voraussetzung für Verständigung, Zusammenhalt und eine offene Gesellschaft.

**Vielen Dank.**

Dieser Text ist zuerst erschienen in [Politik & Kultur 7-8/2026](#)